

Albin Indergand [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 13-14

PDF erstellt am: **20.09.2024**

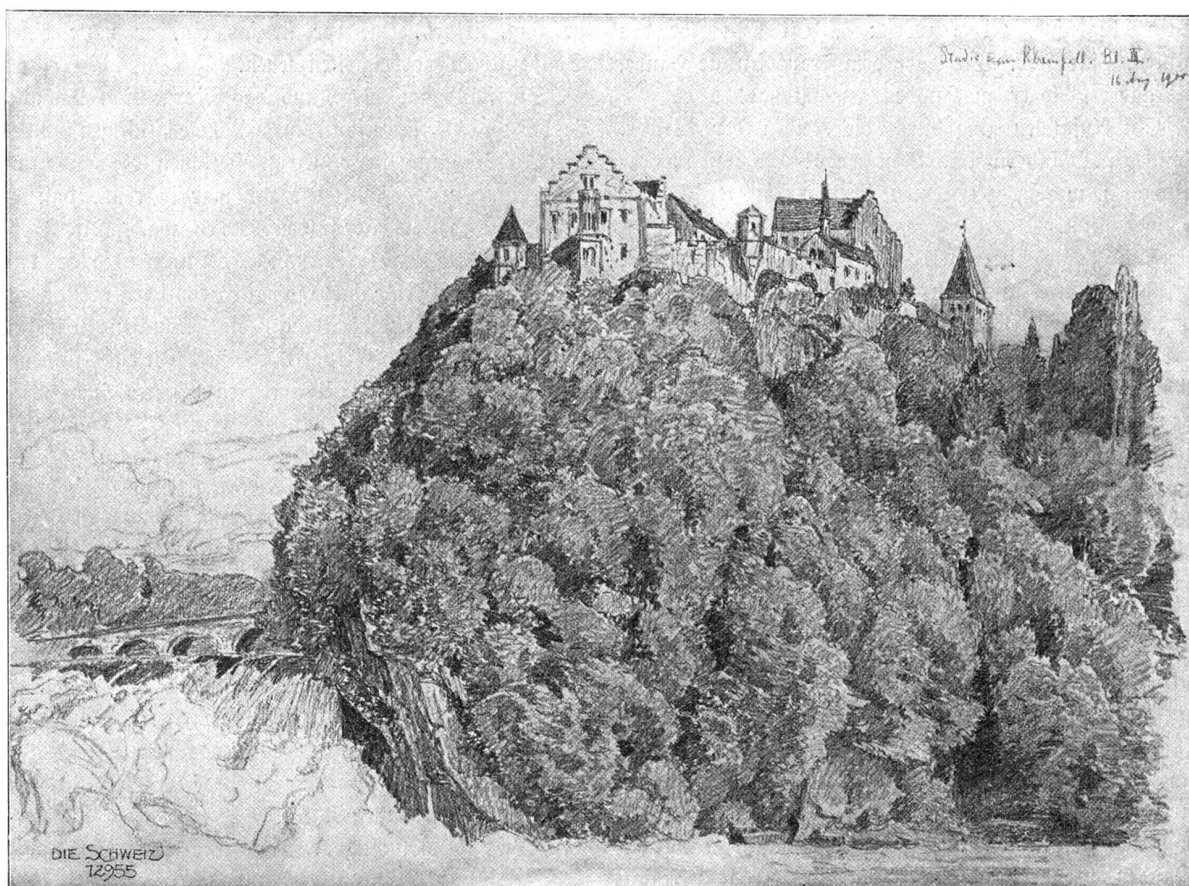
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schloß Laufen am Rheinfall. Bleistiftstudie von S. Gattiker, Müschlikon.

Albin Jndergand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

20. Kapitel.

Es war früh am Tag. Der Pfarrer stand auf dem Biel und sah nach der Steinwandhütte hinüber. Die Sonne überstieg die Spizliberge und die ersten Strahlen trafen die Steinwand. Da schwenkte der Pfarrer ein weißes Tuch.

Im nächsten Augenblick sah er drüben eine Gestalt aus dem Schatten der Hütte sich lösen, die nach vorn geeilt kam und bis an den Rand der Nasenterrasse trat. Es war der Albin. Sein Leib war spähend vorgeneigt, als begriffe er nicht, was seine Augen sahen. Langsam ließ der Pfarrer das Tuch sinken. Da gellte des Albin Stimme herab zu ihm. „Friede!“ Und das klang wie ein Notschrei.

Der Hochwürdige machte ein bejahendes Zeichen. Der andere aber wandte sich plötzlich ab, als zürne er selbst dem unschuldigen Ueberbringer der Botschaft.

Der Pfarrer trat vom Kreuze zurück, um dessen morschen Stamm er den Arm gelegt hatte. Er wußte,

daß dem Albin eine große Hoffnung in die Brüche gegangen war; und er wollte sich auf den Heimweg machen. Aber die Schönheit des erwachenden Tages hielt ihn fest. Er schritt zu einem Stein, der am Waldsaume aus der Erde ragte und wie eine Sitzbank war. Dort ließ er sich nieder.

Der Friede, der über seinem Dorfe lag, ergriff ihm die Seele. Er mußte daran denken, wie nahe der Krieg gewesen war.

Gestern spät zur Nacht waren die Aunderhaldener von der Landsgemeinde zurückgekommen, den Präses an ihrer Spitze. Was im Dorf geblieben war, erwartete sie vor des Präses Haus. Fackeln und Windlichter hatten eine rote Helle über den Platz geworfen. Zu allem Anfang hatte der Pfarrer die Kunde erraten, die die Heimkehrenden brachten, denn ihre Mienen waren düster und sie kamen in verbissenem Schweigen Mann neben Mann die Straße herauf gezogen. Der Präses,

den er begrüßte, redete zuerst: „Jetzt habt Ihr den Willen, Pfarrherr. Wir lecken dem Franzosen die Hände, wie andere, die er zu Hunden gemacht hat!“

Ein Aufatmen ging durch die Reihen der Weiber. Von den Männern kein Laut mehr! Wie sie herangekommen waren, zerstreuten sie sich, als trügen sie Schläge heim.

Der Präses verweilte noch bei dem Pfarrherrn. Sein Weib trat aus dem Hause und zu ihm, begierig zu hören, was er brachte. Der Zumbrunnen sagte auch ihr Bescheid, aber — — der Pfarrherr sann nach. Es drängte sich da etwas in seine Gedanken, das ihn schon gestern beschäftigt hatte. In der Art, wie der Präses am Vorabend sein Weib begrüßt und ihr Rede gestanden, hatte eine seltsame, unverkennbare Hast und Scheu gelegen, wie sie einer an sich hat, der in eines andern Nähe sich nicht wohl fühlt und loszukommen sucht. Der Pfarrherr schüttelte unbewußt das Haupt. „Warum hätte er von seinem Weibe loszukommen suchen sollen, der Präses!“ Zur Antwort tauchte ihm das Bild einer andern auf, die er gestern des Zumbrunnen ebenfalls hatte warten sehen. Als dieser sein Weib begrüßt hatte, war sie in der Thür gestanden. Die große Magd, die Irine! Aus dem Dämmern des Hausflurs hatte ihr Gesicht fahl hervorgeleuchtet. Und groß und brennend hatten die Augen in ihrem Gesicht gestanden, brennend in einem Glanze fieberhafter Angst und Erwartung. Wartete so die Magd auf den Herrn?

Der Pfarrherr sah noch immer vor sich nieder auf die Erde. Seit gestern verließ es ihn nicht: der Zweifel an dem unfehlbaren Präses. Endlich kam ihm der Gedanke, daß er um die Wohlfahrt eines einzelnen sich kümmern, während des Landes Wohlfahrt alle Sorge heißte. Er strich sich über die Stirn und wollte sich erheben. Da schattete eine Gestalt ihm die Sonne. Er schaute auf und sah die Heinrike Zumbrunnen am Wege stehen. Sie schien überrascht wie er, denn sie blieb stehen, wo sie stand und in ihrem lieblichen Antlitz war die Unschlüssigkeit, ob sie sich wenden oder vorübergehen solle, deutlich zu lesen.

„Tag“ und „Du schon da heroben?“ grüßte der Pfarrherr. Sein Blick leuchtete in warmem Lichte. Die Heinrike war ihm lieb. Es hatte seinen Weg noch kein Mensch gekreuzt, der, wie das Mädchen, in Blick und Wesen den Widerschein einer reinen und großen Seele trug. „Wie die Muttergottes ist sie eine,“ redeten von ihr die Weiber zu Aunderhalben und die Armen, bei denen sie um Zunachten einkehrte. Wenn eines noch des Präses Ansehen zu heben vermocht hätte, so wäre es der Umstand gewesen, daß die Heinrike sein Kind war. Sie hatte zu Aunderhalben keinen Feind und wo

sie ging, fiel es dem, der sie sah ein, er hätte einen Sonnenstrahl vorbeigleiten sehen.

Sie stand am Wege und das Morgenlicht umhüllte sie, daß ihr schlanker Leib in einem Rahmen flüssigen Goldes stand. Sie ging in dunklem, schlichten Gewand und barhaupt. Ihr geknotetes Haar war so reich, daß es das schöne Haupt fast in den Nacken zog. Die Farbe ihres Gesichtes war zart und weich und es war kein Maler, der die Blütenfarbe so hätte zu mischen verstanden, daß er den Schmelz in Wangen und Schläfen zu treffen vermocht hätte. Ihre Augen, die just jetzt halb stinnend, halb erschreckt auf dem Pfarrherrn hafteten, waren so still wie die Seen, die auf des Gotthards Höhe tiefgründig das Blau des Himmels in sich saugen.

Befremdlich lange war die Heinrike am Wege stehen geblieben. Als sie sich regte, geschah es wie mit plötzlichem Aufraffen und als sie an den Pfarrherrn, der aufgestanden war, herantrat, war ihr Gesicht so bleich geworden, wie der Schneefleck, der hinter ihnen aus dem Waldwerk schien. Sie legte die Hand in die ihr gebotene des Pfarrherrn. Dieser fühlte, daß die ihre zitterte.

„Ich habe Euch gesucht,“ sprach sie leise. „Die Agatha sagte mir, daß Ihr diesen Weg genommen hättet. Ich wollte Euch treffen und nun, da ich Euch treffe, ist mir, ich hätte nicht kommen sollen.“

„Was ist dir, Kind?“ fragte der Pfarrherr.

Sie biß die Lippen ein und bat: „Wolltet Ihr ein Stück mit mir thalein gehen.“

Der Pfarrherr hob schweigend an thalein zu schreiten. Der Weg verschwand zwischen Waldstämmen. Die Heinrike blieb ihm zur Seite. Eine ganze Weile sprachen sie nicht. Einmal seufzte das Mädchen und blieb stehen. Dann, als reue es sie, schritt sie rascher aus und schwieg, obwohl der Pfarrherr die Hand milde auf ihren Arm legte und sie ihm zu vertrauen bat.

Sie kamen an eine Stelle, wo der Wald sich fast über dem Weg schloß, so daß sie wie in einer grünen Laube standen. Da war es, als lauschte die Heinrike nach vorn und zurück. Und plötzlich hielt sie an: „Hier will ich es Euch sagen!“ stammelte sie.

Es war, als hätte eine plötzliche Krankheit ihr das Rot der Wangen genommen, so leidverzerrt und farblos waren ihre Züge, und ihre Augen glommen und waren wie in Angst weit geöffnet. Sie sah sich noch einmal scheu und hastig um, dann begann sie:

„Ich will es Euch sagen. Zu wem sollte ich reden, wenn nicht zu Euch und zu einem Menschen muß ich doch gehen!“

Die Erregung übermannte sie. Ihre Züge zuckten. Da nahm der Pfarrherr ihre beiden Hände und zog sie näher: „Still, still, Kind! rede ruhig! Was solltest du mir nicht sagen dürfen.“

„Dahem! — Zwischen Vater und Mutter, — es ist nicht mehr alles, wie es früher gewesen ist.“ Das entrann ihr fast wider Willen. Als sie es gesagt hatte, nahm sie sich gewaltig zusammen, richtete sich auf und redete klar und ruhig und deutlich: „Ihr wißt, wie es immer geheißt hat, daß es in meines Vaters Haus so friedlich sei. Wir sind alle stolz gewesen darauf, die Mutter, ich — Und ich bin aufgewachsen und an den Frieden gewöhnt gewesen, wie an die Sonne. Vater und Mutter sind mir lieb gewesen! Und zu dem Vater — Ihr wißt, wie alles zu ihm aussieht! Jetzt — seit wann, was weiß ich — Zwischen dem Vater und der Mutter ist etwas vorgefallen. Sie sitzen nicht mehr beisammen, sie reden nicht mehr miteinander, sie — sie gehen einander aus dem Weg, wie —. Ich habe es schon lange gefühlt. Und nun ist gestern das Schreckliche geschehen, das — —“

Sie hielt inne, ihr Atem flog. Einen Blick richtete sie auf den Pfarrherrn, wie das Weidwunde

Reh, dem das Messer ins Herz fährt. Dann fuhr sie rascher fort: „Beim Zubettegehen ist es gewesen, ich ging, Vater und Mutter gute Nacht zu wünschen, und als ich in die Stube kam, da saßen sie zu beiden Enden des Tisches mit starren und bleichen Gesichtern. Sie sagten mir gute Nacht, aber kurz und gleichgültig. Sie müssen sich gestritten haben. Und als ich sie mit einem Scherz zusammenbringen wollte, sahen sie einander ganz feindselig an. Da schlich ich hinaus und habe lange in meiner Kammer gefessen. Das Herz ist mir schwerer und schwerer geworden. Und plötzlich kam es über mich, daß ich in die Kirche hinauf wollte, für Vater und Mutter zu beten. — Es ist still gewesen im Hause. Ich meinte, es läge alles im Schlafe, und um mich nicht zu verraten, bin ich barfuß in den Flur und über die erste dunkle Treppe hinabgeschlichen. Das Herz hat mir vor Angst gezittert, weil alles so still und nachtschwarz um mich gewesen ist. Da höre ich Flüstern vom Hausflur her. Ich beuge mich über die Lehne und sehe hinunter und da — draußen ist eine mondlichte Nacht und die Stelle bei der Hausthür ist ein wenig, ein klein wenig hell, so viel, daß ich unterscheide, wie einer und eine bei einander stehen. ‚Wenn ja nur kein Krieg wird. Wenn du nur hier bleibst,‘ flüsterte die — das Mädchen und drängt sich an den — Mann. Und der! Barmherziger Gott! Ich kann doch nicht sagen, was er geredet hat, was — — Ich bin zurückgeflohen. Vielleicht haben sie meine Tritte gehört. Aber ich habe nichts mehr gewußt, als daß ich mich verbergen müsse. In meiner Kammer habe ich mich verborgen und habe gesonnen, die ganze Nacht, wie es sein kann, wie es hat kommen können, wie ich helfen soll und was ich thun soll. Und jetzt bin ich zu Euch gekommen, weil ich allein keinen Ausweg finden kann. Pfarrherr, das Mädchen ist — ist die Trine gewesen, die Magd, und der Mann —“ sie stockte und griff mit der Rechten hilflos zur Kehle.

„Daß gut sein,“ sagte der Pfarrherr still, „ich weiß, was du sagen willst.“

„Mein Vater,“ hauchte die Heinrike und dann mit völlig erloschener Stimme: „Woher solltet Ihr es wissen?“

„Daß gut sein,“ der Pfarrherr wiederholte. „Und komm' heim,“ mahnte er dann. „Es will alles in Ruhe bedacht und besprochen sein.“

Er wendete sich um und zog sie sanft mit sich fort. Aber sie verkrampfte die Hände und blieb wieder stehen und richtete den Blick auf ihn. „Wie kann es sein! Wie kann es geschehen. Wie ein Berg ist er gewesen, der Vater! Daß der Himmel einbräche hätte ich eher geglaubt, als das, daß er solches thäte.“

Der Pfarrherr fühlte ein mächtiges Mitleid; aber er war von ihrer Beichte nicht überrascht. Als er sie



Der Turm des Munoth in Schaffhausen.
Skizze von J. Billeter, Basel.

gehört hatte, war es ihm, als hätte er alles vorher gewußt. Es war ihm, als stürzte ein schönes Bild vor seinen Augen in Stücke. Er dachte an die Worte, die er von dem Präses niedergeschrieben hatte: Ich habe in diesem einen seltenen Mann gefunden. Und gleich darauf fuhr ihm das durch den Sinn, was er zur Zeit auf der Kanzel denen von Anderhalben gesagt hatte: Vor seiner schlimmen Stunde ist keiner sicher. Hatten sie nun nicht ein Beispiel! Ihr Unfehlbarer, der Gemeindepapst, der, auf den sie alle geschworen, war schwach geworden. Der stieg herab, der am höchsten gestanden zu Anderhalben! Und — urplötzlich trat neben das Bild des Präses das des Albin — sollte es nicht sein, daß der Niedrigste sich löste aus seiner Niedrigkeit und stiege zur Höhe?

In diesem Augenblick, da sein Prophetentum triumphierte, war in des Pfarrherrn Seele kein Triumph, nur die Liebe zu den Menschen, die ihn umgaben, wuchs ihm höher, je mehr er ihrer Menschlichkeit inne ward. So liebte er den Albin und war stolz auf ihn und sein Herz ging zu dem Präses aus, dem stolzen Manne, von dem er wußte, daß in diesen Tagen Berge der Schmach und des Leides auf ihn stürzen würden. Und er dachte daran, wie er das Schlimmste von ihm und den Seinen abzulenken vermöchte.

„Komm,“ mahnte er die Heinrike abermals, während seine Gedanken arbeiteten und er sich mühte, den Weg zu finden, auf dem er ihnen zu nützen vermöchte, da folgte sie ihm. Als sie das Heilandskreuz erreichten, ließ seine Hand die ihre. „Sei fest und laß keinen sehen, was in dir ist,“ sagte er, während er an ihrer Seite niederstieg; und nach einer Weile sprach er: „Du hast jetzt eine schwere Pflicht. Vater und Mutter bringst du nur mit deiner Liebe, mit viel Liebe wieder zusammen!“

Das Mädchen blickte auf. Ihre Augen standen voll Thränen. Aber ihr junger Leib richtete sich plötzlich empor, wie ein Baum, der sich zur Sonne hebt. Sie wurde in dieser Stunde zum Weibe und zu einem starken Weibe. „Ja,“ sagte sie dem Pfarrherrn zum Bescheid. Nichts als dieses Ja, aber es redete mehr als lange Worte und der Pfarrherr wußte, daß das erste und nächste gethan war, das er für den Johann Karl Zumbrunnen zu thun vermöchte.

Seite an Seite stiegen sie alsdann durch den stillen, goldigen Morgen zum Dorfe hinauf. Wen sie trafen, der bot ihnen frohen und freundlichen Gruß, keiner ahnte, daß sie mit so schweren Gedanken gingen. —

Aber die Stürme brachen herein; sie zu beschwören war zu spät gewesen. Selbst der Pfarrherr hielt nicht auf, was kommen mußte. Zwei Wochen nach jenem Tage ging ein Gewisser durch Anderhalben: „Wißt

Ihr's? Wißt Ihr, daß beim Präses eine Magd sich verfehlt hat? Die Trine, die große, schöne? Und bald darnach hallte es wie ein einziger Schrei, jäh, halb angstvoll, halb zornig und doch gedämpft und wie in Schrecken: Der Präses selber hat die Schuld an der Trine. Das geschah an jenem Morgen, als die Magd aus dem Hause des Präses ging. Mit Gewalt mußten sie sie hinausbringen, denn sie war wie irr und wollte das Almosen nicht nehmen, das ihr geboten wurde. Da bäumte sich der Präses auf, gelblich, die flammenden Augen von Säcken unterhängen und die Fäuste geballt: „Machet ein Ende“, schrie er, „und bringt sie fort.“ Zwei Knechte nahmen sie in die Mitte und führten sie hinweg, aber noch auf der Straße schrie die Verzweifelte die Schuld des Präses aus.

In der Stube, aus der die Magd gegangen war, war eine lastende Schwüle. Drei bleiche Menschen saßen bei einander, nahe bei einander und doch einander meilenfern: Der Präses, sein Weib und die Heinrike. Der Präses saß zu Häupten des langen Tisches, aber so, daß er der Stube den Rücken und das Gesicht der Wand zugewendet hielt. Was in seiner Seele vorging, vermochte keiner zu erraten. Er schien nachzudenken und es mochte wohl sein, daß vor seinem Geiste alles das vorüber ging, was seine That zeitigen würde, das Neben der Leute, der Abfall seiner Gemeindegengenossen, der Unfriede im eigenen Hause. Es mochte sein, daß seine Seele in Qual und Scham sich wand, aber äußerlich war keine Schwäche an ihm. Er war starr wie ein Fels.

Die Hanna, sein Weib, saß mit auf dem Tisch ruhenden Armen, ihr Kopf war leicht vornüber gebeugt und ihr Blick, der offene, tapfere, war verschleiert und ging vor sich hin ins Leere. Ihre Haltung verriet wie zum ersten Male der stattlichen Frau der Mut gebrauch und wie ihr Leib zusammenbrechen wollte unter der Last des Leids. Zuweilen zuckte es wie Flammen um ihren festen Mund. Plötzlich, während wiederum eine verräterische Bewegung durch ihre Züge ging, legte sie die Hand fest auf den Tisch, stützte sich auf und raffte sich auf: „Ja, was sitzen wir da und staunen; es wird auch wieder weitergehen müssen, wie es vorher gegangen ist. Die Welt hört wegen unser einer nicht auf!“

Mit dieser Rede, die mühsam von ihren Lippen fiel, wollte sie die Stube verlassen, aber die Heinrike, die bisher bescheiden seitab am Buffet gestanden hatte, hob das bleiche Gesicht ihr zu. Ihre Augen leuchteten von einer großen Liebe.

„Mutter,“ sagte sie mit zitternden Lippen; und mit ausgestreckten Händen ging sie auf die Mutter zu. Unter der Thüre sah die Frau sich um. Sie legte die



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

(Detailstudie).

Originalzeichnung von H. Gattiker, Rülshikon (Zürich).

Rechte in die des Mädchens. Es war als schwankte sie; aber sie ermannte sich.

„Armes Ding,“ sagte sie mit unendlicher Bitterkeit. Und dann: „Komm mit! Gegen das hilft jetzt nur Schaffen, viel Schaffen.“

Sie wollte die Heinrike mit sich nehmen, aber diese hielt sie zurück. Mit sanfter Gewalt zog sie sie zurück in die Stube und brachte die wie in einem Taumel Widerstrebende zu dem Stuhle, wo der Bauer saß. Der hatte sich nicht gerührt. Das Mädchen, die Hand der Mutter fest mit der ihren umschließend, neigte sich über den Dastizenden. „Vater!“

Verwundenes Schluchzen erstickte ihr jede weitere Rede. Aber liebevoll über ihn gebeugt, wußte sie auch seine Hand zu finden, hob sie und legte sie in die der Mutter. Der Präses, der gleichgültig und kaum sich bewußt, was sie wollte, sie hatte gewähren lassen, erhob sich. Zum ersten Mal traf sein Blick auf den verschleierte seines Weibes. Er schlug den seinen nicht nieder, er schaute nur vorbei irgendwohin. Da zwang sich die Hanna.

„Um des Kindes willen, laß es uns weiter versuchen, Mann.“

Und er, als hätte er zu vergeben, nickte schwerfällig: „Schon gut, schon gut!“

Dann ließ er ihre Hand fallen und ging hinaus. Sein Schritt war wuchtig, sein Kopf saß im Nacken; hinter einer fast hochmütigen Miene verbarg er seine innere Zerfallenheit.

Das Leben und die Zeit gingen weiter darnach. Scheinbar hatte sich in des Präses Haus nichts geändert. Er that sein großes Tagewerk nach wie vor. Seine Saumpferde begingen alle Straßen, noch war er Präses und niemand zeigte Lust, der Erbe seiner öffentlichen Pflichten zu werden. Als er in den Tagen nach seinem Falle wieder unter die Dörfler trat, zeigten diese ihm eine stumme Scheu. Hundert Blicke fühlte er auf sich. In all' denen hätte er die Frage lesen können: „Ist es möglich? Hast du es gethan?“ Mit Spott oder beschönigenden Worten wagte sich keiner an ihn. Nach Wochen erst wurde er es inne, was hinter ihrem stummen Hinnehmen dessen, was geschehen war, lag. Sie waren an ihm irre geworden. Heimlich, heimlich schoß das Pflänzchen Zweifel in ihnen auf. Heimlich erkannte der Präses, wie es wuchs. Und da war es zum ersten Male, daß er, ungeesehen von allen, in Herztiefen hinein erbebte und ein Stöhnen seiner Brust entfuhr.

Der Pfarrer aber, dessen Augen nichts entging, was die Seelen seiner Gemeinde rührte, schrieb in diesen Tagen von denen zu Anderhalden: Mein Volk will irre werden. Sie sind wie eine hirtlose Herde, die

an der Straße drängt und nicht weiß wohin. So ganz nur ein Wille ist zu Anderhalden gewesen, daß nun dieser Wille Falsches gewollt, sie hilflos sind und selbst zu wollen verlernt haben. Was ladest du auf dich, Zumbrunnen! Ob du es weißt! Eine ganze Gemeinde vermöchtest du mitzureißen, denn du hast dich zum Beispiel für sie gemacht! Männer, wie du, wenn sie sündigen, sündigen an Hunderten.

Wäre nicht eine so erregte und gefährvolle Zeit gewesen, in lauen Tagen hätten die Anderhalder ob ihres Herrgotts Fall selber zu Grunde gehen müssen. Ein Bauernhirn sinnt nicht weit und der Mensch wird gern läßig, wenn er ein Schlummerlied findet, sein Gewissen einzulullen. Diesmal hieß dies Liedchen: Ei, wenn der Präses gefallen ist, wer fragt nach uns andern. Und dieser frevelte Holz, weil der Präses viel schlechter war; und jener stahl Wild, weil der Präses in Verruf gekommen; und ein Dritter brach Treu und ein vierter die Ehe; denn einer, der mehr gegohten als sie alle, war ja nicht besser gewesen.

Da kam das Schickal und riß sie mit rauher Hand aus ihrer Läßigkeit und löschte die schlimme That des Präses aus als etwas Kleines und Geringes vor dem Ungeheuren, was es geschehen ließ.

21. Kapitel.

Ueber die Schweiz ergoß sich der Strom französischer Heere. Bern und Luzern waren gefallen, Schwyz, Glarus, Unterwalden und Zug niedergeschlagen. In Uri war schwüle Gewitterzeit. Die ausgezogen waren, den Schwyzern zu Hülfe und bei Rothenthurm und Sattel die Franzosen mit blutigen Köpfen heimzuschicken geholfen hatten, waren wieder im Lande. Was sie von ihrem Streiten zu erzählen wußten, fachte die Kampflust mächtig an, die in den Herzen des gemeinen Volkes glühte und die Stimmung paßte schlecht zu dem, was die Landsgemeinde beschloßen und was Unterwerfung hieß. Zu Anderhalden hatte das Volk ein seltsames Wesen. Es glich dem Kohlenmeiler, aus dessen Ruß nur zuweilen ein Feuerblitz fährt. Die Gemeinde litt unter einem dunkeln Druck. Es geschah zu viel Unrechtes und Nichtscheues, als daß es nicht auf allem Volke, wie ein Alp hätten lasten müssen. Und das, was mit dem weiteren Vaterlande geschah, trug nicht dazu bei, den Druck leichter zu machen. Es war keiner mehr, der die dumpfe Schwere mit einem freien und mannhaften Wort oder mit frischer That hob; der Präses, der es einst gethan hatte, lebte seine Tage als verschlossener und finsterner Mann. Nur zuweilen in einem Wirtshaus oder auf der Straße oder daheim in dämmeriger Stube fuhr einer wie aus einem Traum auf: „Verfluchte Unterwürfigkeit! Fluch den fremden

Bedrückern!“ Das waren die Feuerblitze, die aus dem Rußmeiler fuhren.

Der Pfarrer war noch da, aber er war machtlos gegen die lastende Schwüle, denn das heimliche Grollen schien ihm immer noch klüger, als das offene. Mit der Geistlichkeit des ganzen Landes riet er zur Geduld und zum Frieden. „Geduld und Frieden“ mahnte er auch den Albin, der einsamer als je in seiner Hütte hauste und heimlich nach Kampf und Thaten lechzte.

Arbeit hatte der Albin genug, denn das Jahr war dem Bauer ungünstig, Teuerung herrschte. Wenn einer auf den Steinwändler zu reden kam, sagte er: Es ist ein Wunder, wie der sich auf der Scholle hält! —

Es wurde Juni. Eine Nachricht lief durch die Dörfer. Die helvetische Regierung hatte aus dem Staatschatz zu Altorf die Hälfte des ganzen Bestandes eingefordert.

„An den Bettelstab sollen wir alle,“ raunten sie zähneknirschend zu Uri und murrten. Das Murren war wie ferner Donner. Es tönte zu Anderthalben wie anderswo. Der Johann Karl Zumburnen horchte auf, als hörte er einen ihn zu neuem Leben anspornenden Ruf. Ein Teil seiner Thatkraft schien zurückkehren zu wollen. Er begann sich wieder als Präses zu zeigen. Im Räte redete er zuerst. „Ich wittere den Krieg! Halte jeder seine Waffe bereit und übe sich!“ Darauf füllte sich wieder allsonntäglich der Schützenstand! Keiner blieb zu Hause. Zuweilen trat der Präses unter sie, trat selber an die Rampe und that Schuß um Schuß. Dabei war in seinen Augen ein Glimmen und Flackern, als gelte es das Leben, und seine Faust langte mit liebevoller Hast nach dem Gewehr.

„Man weiß nicht, welcher Tag den Ernst bringt,“ meinte er, und jeder konnte aus dieser Rede das lebendige Verlangen heraus hören, das er nach dem Ernst des Krieges trug. Die Anderthalbener sahen ihn an; er war ihnen doch recht fremd geworden. Aber sie hatten noch immer eine Art stauender Scheu vor ihm, seine That war nicht genug gewesen, ihm Verachtung einzutragen.

Eines Tages zog eine Schar französischer Soldaten durch das Dorf. Sie streiften bis ins Urserenthal hinauf und kehrten ein paar Tage später wieder zurück. Was sie gesollt und gewollt hatten, wurde nicht bekannt, aber die Bauern hatten sie mit bösen Blicken angesehen, während sie durch ihre Gassen schritten. Spottreden hatten hinter ihnen hergeklungen und Fäuste wurden in ihrem Rücken geschüttelt. Der Präses trat am Sonntag darnach auf den Gemeindeplatz, wohin die Gemeinde berufen war. Es war das erste Mal, daß er wieder öffentlich redete. Was er sagte, war

kurz. „Im Unterland brennen die Wachfeuer in allen Bergen. Es würde nicht schaden, wenn wir es ihnen nachthäten. Wer weiß, was uns vom Susten her kommen kann, ehe noch jemand oben auf der Schanze stünde.“

Am Mattenberg soll ein Feuer brennen, war darnach der Beschluß der Anderthalbener. Dann fragten sie, wer es bewachen sollte. Eine Stille folgte der Frage. Da ließ sich einer der Stillsten und Bescheidensten vernehmen: Wo das Feuer besser sichtbar wäre, als auf der Steinwandmatte! Der Steinwändler solle das Feuer unterhalten!

Der Steinwändler wurde gewählt. Nicht einer war, der gegen ihn redete. Der Präses, auf den sie halb fragend geblickt hatten, hatte die Achseln gezuckt. „Warum nicht!“ Die ihm nahe standen, hatten gesehen, wie seine Mundwinkel sich gesenkt hatten, als hätte er sagen wollen: „So würdig wie mancher ist der auch!“

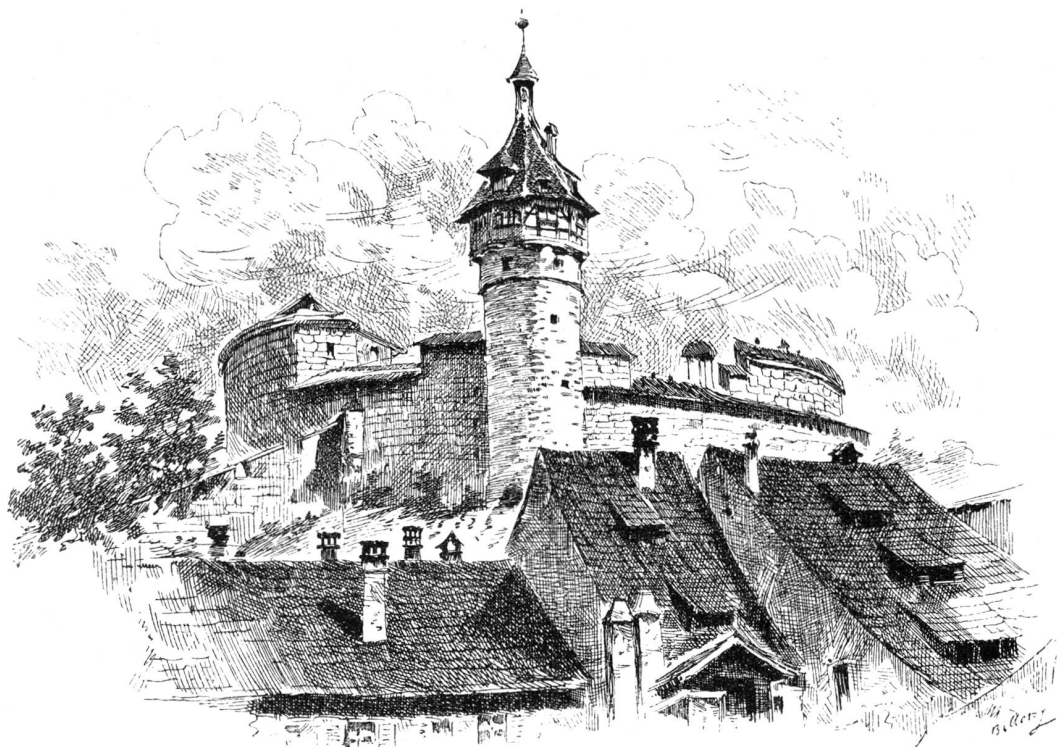
So war der Albin zum Feuerwächter bestellt. Der Waibel ging am folgenden Tag im Auftrag des Rats es ihm ansagen. Er traf ihn an seiner Hütte nicht, aber Beilschlag wies ihm den Weg, und im nahen Walddickicht stöberte er ihn auf. Als er die Botschaft vernommen hatte, überflutete ein heißes Rot ihm Stirn und Wangen. Unwillkürlich richtete er sich auf, seine dunklen Augen glänzten, er stand auf die schwere Art gestützt und blickte durch die Lücken der Bäume thalein. Sein Blick gewann Ablerschärfe, als stiege schon jetzt der Feind an den Hängen des fernen Susten hernieder.

„Saget dem Rat, wenn einer unbemerkt ins Mattenthal kommt, soll mich der Scharfrichter richten.“

Dann trat er mit dem Waibel auf seine Matte hinaus wies ihm, wo er das Feuer zu legen gedenke, und verhandelte mit ihm des Jungbuben wegen, der ihn in den Stunden ablösen sollte, in denen er selber nicht zu wachen vermochte.

Noch am selben Abend schien gleich einem roten Stern das Feuer aus dem Dunkel der Steinwand. Die Anderthalbener sahen hinauf und wenn einer den Glühpunkt erblickte, nickte er befriedigt: Er ist pünktlich, der Steinwändler. Und sie sprachen davon, wie es sein werde, wenn der Funke zum Brandzeichen aufflamme. Daß er eines Tages flammen werde, daran zweifelte keiner mehr.

In diesen Tagen sprach der Pfarrer von der Kanzel herab: So viel werde im Ort von Krieg und Streit geredet, daß ihn bedünke, es wisse mancher nicht mehr zu schätzen, welsch' hohes Gut der Friede sei. Er gedenke anzuordnen, daß in der Kapelle St. Josefens hoch oben im Mattenwald, dahin die zu wallfahrten pflegten, denen irgend ein Kummer die Herzensruhe störe,



Der Munoth in Schaffhausen. Skizze von J. Billeter, Basel.

allabendlich vor Einnachten die Glocke geläutet werde. Es solle das Glockenzeichen das Friedensläuten heißen und wenn der Klang über Anderthalben hintöne, möge jeder sein: „Herrgott, erhalt uns den Frieden“ stammeln.

Des Pfarrers Worte zündeten in den Herzen aller derer, die vor kommender schwerer Zeit bangten; vor allem waren es die Weiber, die den frommen Sinn des Hochwürdigen übermaßen rühmten.

Die Kapelle St. Josefien stand hoch über dem Wege, der ins Mattenthal führte. Ein Fußpfad, der unweit des Heilandskreuzes auf dem Biel sich in den Wald verlor, führte zu dem weißen Kirchlein empor, das auf einem Felsen gebaut war und der Steinwandhütte des Jndergand-Albin gegenüberlag. Die Kapelle sollte vor langer Zeit von einem reichen Bauern gestiftet worden sein, dem an gleicher Stelle ein Baum den einzigen Buben erschlagen hatte. Sie war halb zerfallen, aber in der Umgegend waren viele, die einem dort gesprochenen Gebet Wunderkraft beimäßen, denn wie ihr Ursprung dunkel war, war sie selber von Geheimnissen umflüstert, wenn die frühen Schatten über das moßüberspannene Dach sich senkten und durch die hohen, dunkeln Tannen der leise Nachtwind strich, während das ganze Thal noch in der Sonne lag.

Am Abend, nachdem der Pfarrer das Friedensläuten angeordnet, trat die Heirike Zumburgen bei

ihm ein und bat, daß er sie zu St. Josefien die Glocke ziehen lasse.

Der Pfarrer sah das Mädchen stumm an. Schlicht und still stand sie vor ihm, in ihren Blicken schien ein tiefer Ernst. „Ich habe mit dem Vater gesprochen,“ fügte sie hinzu, als er mit der Antwort zögerte; „ich möchte gerne überall Frieden wissen.“

Da verstand er sie. Und sein eigener Plan wurde ihm doppelt lieb, als er sah, wie ihn andere erfahnten. Einen Augenblick noch besann er sich, dann sagte er fast freudig: „Sie werden es im Dorfe gerne hören, daß der Präses sein eigenes Kind nach St. Josefien schickt.“

Tags darauf um Einnachten, wie der Pfarrer verordnet hatte, klang die Glocke zum ersten Male. Einige hatten auf ihren Klang gewartet; viele hatten darauf wieder vergessen, aber als nun die hellen Erztöne im Winde wanderten, als kämen sie weither über die Berge geschwommen und wallten weithin über die Berge davon, da erzitterte manchem das Herz in einem seltsamen Leidgefühl. Die Glocke hatte seit undenklicher Zeit geschwiegen, so war ihr Ton fremd zu Anderthalben. Eine unendliche Feierlichkeit kam über das ganze Dorf. Der Abend war still und hell. Die Bergspitzen glommen in leisem Goldschein, violette Schatten waren auf alle Hänge gesenkt. Klingklang, klingklang, hoch und tief kam der Glockenton in Wellen gezogen. Die Fenster der Hütten flogen auf. Männer standen still in den

Straßen und stammelten fast wider Willen ein: Den Frieden erhalt uns, Herr! Weiber nahmen ihre Kinder an die Brust, hatten in den Augen heiße Tropfen stehen und flüsterten: Daß der Herrgott Frieden sein lasse!

Das ganze Dorf wußte nachher dem Pfarrherrn für die Mahnung zur Andacht Dank. Als sie erst wußten, wer ihnen läutete, wandten sie die Dankbarkeit auch der Heinrike zu. Diese, die sie die Friedensläuterin nannten, trug jeweilen, wenn sie gen St. Josefien stieg, das Herz voll einer innigen, kindlichen Frömmigkeit.

Die Kapelle hatte vier rohe, brüchige Mauern mit kleinen Fenstern, eine trübe Dämmerung herrschte in ihrem Innern. Das Schindeldach überspannte nicht nur den Betraum, sondern ruhte über diesen hinausragend auf zwei Holzfäulen, so einen mauerumschlossenen mit rohen Steinen gepflasterten Vorhof überdachend. Auf diesem erhob sich der kleine Glockenturm und ein Seil hing bis auf die Fliesen des Vorraumes hinab. Wer hier stand, hatte einen wunderfamen Ausblick über das ganze Thal. Das Dorf lag im Grunde, und weit hinab vermochte der Blick zu schweifen bis zu den Weilerhütten und weiter gen Jnschi. Wenn die Heinrike läutete, war ihre hohe und schlanke Gestalt einem scharfen Auge vom Dorf aus sichtbar. Sie aber fühlte, wie ihre Seele mit den Glockenklängen ging, frei und weit. Ihr Herz schwoll und sie rechte sich unwillkürlich, als vermöchte sie dem Erz mehr Macht und Weichheit zu geben, als vermöchte sie ihr eigenes Sinnen in die Klänge zu legen. Sie war stolz auf ihr Amt, zuweilen war ihr zu Mut, als müßte das Glöcklein ob ihr wachsen mit der Macht ihrer Gedanken, sein Ton müßte schwellen wie Stürme und hallen wie Posaunen und es drängte sie fast, sich über die Mauern hinaus zu beugen und mit dem Glockenklang die eigene Stimme zu vermischen: Friede! Friede! Ihr letzter, höchster

Gedanke aber galt alleweil Vater und Mutter. „Nun werden sie hören,“ fuhr es ihr alsdann durch den Sinn. „Die Herzen werden ihnen zittern! Zwischen ihnen ist ein stummer, schweigender Groll, und ich, ihr einziges Kind, läute zum Frieden!“

Mit dem Läuten kam allemal eine große Ruhe über sie. Wenn sie das Glockenseil gleiten ließ und sich ihres Weges zurückwandte, war es ihr, als wäre alle Kummernis von ihr genommen. Was in ihr lebte, spiegelte sich in ihren Zügen wieder, die voll einer solchen Reinheit und Lieblichkeit waren, daß, wenn sie nach ihrem Läutgange heimkehrend durchs Dorf schritt, die Blicke vieler auf ihr ruhten. Die Männer entblößten die Köpfe, die Weiber sahen sie mit leuchtenden Augen an: „Was des Präses Mädchen für ein gutes war!“

Auch der Albin hatte seine Blicke der Kapelle zugewendet, als die Glocke dort zum ersten Mal geklungen hatte, und, noch ehe er von dem vernommen, was zu Anderhalben beschloss, diejenige erkannte, die am Glockenseil stand. Von da an wartete er auf die Feierabendstunde und darauf, daß gegenüber die Heinrike aus der Kapelle trat. Und er wunderte sich, was aus dem Kinde geworden war, das mit ihm in des Pfarrherrn Stube gefessen hatte. Es faßte ihn ein unbestimmtes Heimweh nach der Freundschaft, die zwischen ihm und des Präses Tochter gewesen war. Nach ihr auszuschauen, wurde ihm bald zur Freude seines Tages. Die Heinrike, wenn ihr Blick herniederflog, sah ihn kraftvoll und männlich

neben seinem Feuer stehen, das er langsam und wie spielend schürte, während seine Augen heimlich an ihr hafteten. Darüber geschah es, daß die zwei, im Dienst derselben hohen Sache sich wissend, sich wie durch unsichtbare Bande verbunden erschienen und ohne Wort, ohne je einander zu begegnen, heimlich eines des andern gerne und voll herzlichen Wohlgefallens gedachte.



Der Tüllbrunnen in Schaffhausen.
Originalzeichnung von H. Klandmayer, Küssnacht.

(Fortsetzung folgt).